

Literatur des Auslandes.

N^o 78.

Berlin, Freitag den 30. Juni

1837.

Frankreich.

Pariser und Pariserinnen.

Nach der Beurtheilung eines Engländers.

Es giebt wohl keinen neueren Englischen Schriftsteller, der sich nicht mit Paris beschäftigt hätte, und ich glaube, daß in London kein neues Buch über Dinge außerhalb Englands publizirt wird, in dem nicht von der berühmten französischen Metropole die Rede wäre. Doch das ist Alles verlorene Mühe! Die Feder der Troslope, wie die Basil Hall's, ja sogar die Walter Scott's und Roger's wird stumpf und matt, wenn sie es versucht, diesen schwierigen Gegenstand zu beschreiben. Die Schilderung von Paris ist noch Keinem gelungen; es entschließt sich allen Beobachtungen, weil es zu häufig seinen Charakter verändert. Ein einziges Luststück ist hinreichend, um in Frankreich Alles umgestalten: Gesehe, Regierung, Neigungen, Ideen, Religion, Politik, Staats-System — Nichts bleibt verschont und unverändert. Seit 37 Jahren hat unser Nachbarland nicht weniger als eiff sich widersprechende Phasen durchlaufen. — Im Dezember des letzten Jahres vertraute ich meiner Schreibtafel mehrere den Zustand Frankreichs und seiner Hauptstadt betreffende Bemerkungen an, die mir sehr philosophisch und richtig zu seyn schienen; jetzt, nach wenigen Monaten, sind sie auf nichts mehr anwendbar, für kein Verhältnis mehr passend und könnten sich eben so gut auf Stockholm und Mexiko, wie auf Paris beziehen. Was ist aus den Stützen des Eremiten von der Chaussée d'Antin (Jony) geworden? Schon zur Zeit der Restauration waren sie verblichen, und unter Ludwig Philipp sind sie zu Phantomen herabgesunken. In Frankreich vergeht Alles so schnell, oder man könnte vielmehr sagen, es giebt in Frankreich so viele verschiedene Vergangenheiten, die alle an einem fernem Horizonte in einander fließen und in eins verschmelzen. Für einen Pariser ist das Gesehen ein Jahrhundert.

Der wahre Charakter Frankreichs unter Ludwig Philipp ist die Bewegung; vorzüglich die materielle Bewegung: neue Gebäude werden aufgeführt, Brücken, Kais und Tempel angefangen und mit der größten Schnelligkeit vollendet. Paris ist ein wahrer Bienenkorb voll Arbeiter, Handwerker und Künstler jeder Art; und dabei sind es nicht etwa, wie in England, reiche Privatleute, es ist die Regierung allein, welche hier Alles übernimmt. Große Reichthümer werden in Frankreich immer seltener in Folge der fast bis ins Unendliche gehenden Theilung der Güter. Nur in wenigen Pariser Häusern herrscht Luxus und Ueberfluß; der größte Theil der wirklich reichen Leute, die noch mit Glanz empfangen und große Gesellschaften geben, sind Fremde, die sich in der Hauptstadt niedergelassen haben. In England würde man kaum einen Obersten Thorm oder einen Banquier Aguado beachten; sie würden sich unter der Menge von vermögenden Leuten, deren Häuser den ihren an Glanz und Luxus gleich kommen, verlieren; aber in Frankreich machen reiche, dort wohnende Ausländer, die Desmar, Schiller, Sore, Tuffiakin, Demidoff, Potocki, Rothschild, Schiff u. A. die Honneurs der Hauptstadt; bei ihnen finden Fremde die glänzendste Aufnahme. Wer hat nicht schon von den herrlichen Konzerten Ferrari's, den prächtigen Gastmählern Thorm's und den Salons der Lady Keith und Mad. Graham gehört? Den Frauen von Yponov, von Kilmannesge und von Werther, der Lady Granville strömt die Gesellschaft zu; in anderen Häusern, im Faubourg St. Germain zum Beispiel, wird man vielleicht noch vollständigere Traditionen von gutem Ton und eine lebhaftere französische Unterhaltung, aber wahrlich gewiß keine so gastliche Aufnahme finden, wie in jenen Kreisen. In England gehören zu einem auf vornehmen, kostspieligen Fuß eingerichteten Hause zwei Köche, eine ganze Armee von Lakaien und ein enormes Kapital, das für gastronomischen Zubehör und alle Bedürfnisse des Luxus bestimmt ist; in Paris weiß man von solchen Ausgabern nichts. Die höchsten Staats-Beamten sogar wenden sich hier an Restaurateure, wenn sie große Dinets geben wollen, um aller Unruhe und allem Wirrwarr, die solche Festlichkeiten im Hause veranlassen, zu entgehen; man sagt sogar, daß Herr Dupin zwei berühmten Restaurateuren die Sorge für seine Dinets übertragen habe, und wie oft führen reiche Bürger und Kaufleute ihre Gäste in irgend ein gutes Speisehaus und bewirthen sie dort mit viel geringeren Kosten, als es in ihrem eigenen Hause möglich wäre. Dürfen wir es übrigens wagen, über diese Delomanie zu spotten? Die Franzosen hätten viel eher Recht, jenen ungeheuren Luxus, der fast immer die Einkünfte weit übersteigt, jenen etwas brutalen Epituralismus, der bei uns eine nicht unbedeutende Rolle spielt, zu tadeln; uns steht es wohl an, ihre große Einfachheit und Mäßigkeit zu loben.

Die Hauptfehler der Pariser sind Eitelkeit und Leichtsin; wir haben ganz andere, solidere und nur zu reelle Fehler.

Man nimmt in der Regel an, daß in Frankreich viel Anglomanie herrsche. In der That ahmt hier auch Alles, was darauf Anspruch macht, nach der Mode zu leben, vom Banquier, Wechselwaller und Maron^{*)}, die bei Tortoni glänzen, bis zu den Freunden des Kronprinzen, die Englische Thorheit nach; überall hört man von Jockey-Klubs, Pferderennen, Xereswein, Luftballons, hohen Wetten — kurz alle unsere thörichtesten Liebhabereien haben auch zu unseren Nachbarn ihren Weg gefunden. Aber man glaube ja nicht, daß sie darauf wirklich einen hohen Werth legen, keinesweges; sie sprechen gern davon, und welchen schönen Gegenstand der Unterhaltung, welchen neuen unbekanntesten Stoff bietet ihnen das Alles! Sie plaudern darüber, mischen neue, fremde Redensarten in ihr Gespräch, tauschen gegenseitig ihre Meinungen aus; disputiren, erhitzen sich immer mehr und mehr, ein Wort giebt das andere und zuweilen endigt auch solcher kleine Zwist mit einem Duell im Bois de Boulogne, aber das schadet nichts; die guten Pariser amüsiren sich mit jeder Abwechslung, sie wissen dem Leben immer die angenehmste Seite abzugewinnen. Schon seit acht Jahren dienen Lord Harmonth und Hugo Wall den Pariseren zu Modellen und Typen; nicht etwa, daß sie diese Personen ganz besunders bewunderten oder liebten; aber sie bieten ihnen Stoff zur Unterhaltung, und die Franzosen sind so glücklich, wenn sie plaudern können. Uebrigens habe ich auch in England, in meinem ersten, gebräutlichen Vaterlande, einen unbedeutenden Gasconner kennen gelernt, der zu seinem Familiennamen die kleine gewichtige Adels-Partikel usurpirt, sich mit Dandys umgeben, einen kleinen Hofstaat um sich gebildet hatte, jetzt ein glänzendes Haus ausmacht und so, wie es gewöhnlich der Fall ist, zu einem Propheten im Auslande wurde.

Das Scepter der Tuffiakin und Demidoff ist wenigstens ein goldenes; sie suchen ihre Herrschaft durch glänzende Freigebigkeit und ungeheure Ausgaben zu befestigen; Herr von Tuffiakin sichts die schönsten Pariserinnen in seinem Salon, Herr von Demidoff wiegt die Arbeiten Paul de Laroches und Steubens mit Gold auf; Oberst Thorm und die Rothschild protegiren alle Maler, Vergolder, Tapezierer und Decorateure. Der Baron der Börse hat sich ein Hotel in Paris bauen lassen, das die Engländer den Tempel Salomonis nennen, und dessen Wände vom Fußboden bis zum Kamin mit Goldplättchen belegt sind. Man behauptet, daß die Vergoldung jeder Saalthür nahe an 100, und die jedes Lehnstuhls 30 Guineen koste. Unglücklicherweise entwerfen hier nicht die Künstler, sondern nur diese reichen Fremden den Plan zu solchen Ausschmückungen. Früher schrieben die Leonardo da Vinci den Fürsten Gesehe vor; jetzt begnügen sich Bildhauer und Maler damit, nach der Vorschrist dieser Herren ihre Arbeiten auszuführen.

So elegant und zart der Pariser Geschmack aber auch seyn mag, so ist er doch durchaus nicht solid; oft sogar fehlt es ihm an Einfachheit und Reinheit; man opfert jetzt Alles der Decoration; an die Stelle architektonischer Verzierungen und schöner Stukatur-Arbeiten treten Stein-Pappe und Malerei, um das Auge zu täuschen; sogar die Kirchen werden mit Schnörkeln, alle neue Gebäude mit unnützen Kleinigkeiten und geschmacklosen Zierrathen überladen. Uebrigens scheint mir die französische Architektur noch ziemlich weit zurück zu seyn; ein Muster schlechter Bauart und des verdorbenen Geschmacks der jetzigen Epoche bietet die neue Kirche Notre Dame de Loretto, deren Hauptzierden von Stein-Pappe sind.

Die Hauptstadt hat jetzt durch die Ausführung der vielen neuen Gebäude und die Verschönerung der alten, durch neue Brücken, Straßen, Trottoirs und Plätze einen gewissen Anstrich von Verjüngung bekommen, der Jeden, welcher sie seit mehreren Jahren nicht gesehen hat, in Erstaunen setzen muß. Das alte Paris mit allen seinen Unannehmlichkeiten ist verschwunden, man kann sich nicht mehr über die vornehme und pretentöse Unreinlichkeit seiner Straßen beklagen; die Boulevards sind mit einer Art von Cedepch gepflastert und bieten zu jeder Jahreszeit eine angenehme Promenade; fast täglich werden alte Häuser niedergegriffen und neue erbaut. Wie glücklich wäre die Bevölkerung, wenn sie auch in moralischer Hinsicht gleich schnelle Fortschritte machte, wenn Ruhe und Eintracht der Gemüther endlich bei den Franzosen einkehrte.

Die alte Monarchie hat eine gewisse Vorliebe für äußeren Prunk und Ehrenzeichen hinterlassen, die sich mit den jetzigen fast republikanischen Sitten fortplanzt und sonderbar mit ihnen kontrastirt. Vor allen Dingen muß man „öffentlicher Beamter“ seyn; dieser Titel allein

^{*)} So heißen in Paris die unvermeideten Geschäftsvermittler, die man sonst auch wohl „Puschmaller“ zu nennen pflegt.

imponirt und stößt Respekt ein. Der Beamte, der von der Regierung nur ganz kärglich besoldet wird und von seinem Gehalte kaum leben kann, wird doch höher geachtet und hat mehr Kredit, als der Kaufmann, der noch einmal so viel verdient; trägt jener außerdem ein kleines rothes Bändchen im Knopfloche, so steigt er dadurch noch mehr in der Achtung seiner Mitbürger. Ich kenne keinen Staat, wo man öfter und lauter von politischer Freiheit spräche, als in Frankreich, und dennoch fehlt es seinen Bürgern gänzlich an persönlicher Unabhängigkeit. Jenes erhebende, edle Gefühl, „sich selbst genug zu sehn“, läßt hier durchaus keinen Einfluß auf die Gemüther; man ist hier gern von Anderen abhängig, wenn man nur in der gesellschaftlichen Ordnung seiner Hierarchie einen hohen Standpunkt einnimmt, aber in England ist das Ideal alles Glückes persönliche Freiheit und Unabhängigkeit, die sich gewöhnlich auf Reichthum gründet. Uebrigens giebt es auch bei unseren Nachbarn keine so strenge aristokratische Demarcationslinie, wie bei uns, welche die Ausübung der freien Künste und Wissenschaften weit über die aller anderen Berufe stellt und sie auch danach würdig zu belohnen weiß. Vor Allem kommt es hier darauf an, ein öffentliches Amt zu erlangen, das ist im Allgemeinen der Wunsch, das Ziel des Ehrgeizes jedes guten Waters für seine Söhne. Wer diesen hohen Zweck erreicht hat, der hält sich für ausgezeichnet, er glaubt höher zu stehen, als seine Mitbürger; seine Eitelkeit ist befriedigt und die Bahn gebrochen, auf der er zu den höchsten Stellen gelangen kann. Auf diese Weise giebt es in dem freien, liberalen Frankreich eine Art von Aristokratie, die nicht sowohl den Stolz als die Eitelkeit anregt und darum auch wohl weniger zu rechtfertigen seyn möchte, als unsere angestammte, erbliche. Die Beamten bilden hier eine wahre Armee, deren Horizont natürlich ungewein begrenzt ist; sie mögen nun ihre Zeit vortrefflich anwenden oder nicht, jedenfalls dauert es sehr lange, ehe sie ein Vermögen sich schaffen können. Sie müssen geduldig die ganze Stufenleiter einer gewissen Hierarchie durchlaufen, und da sie das einmal wissen, so kriegen sie eben keinen großen Eifer, sich hervorzutun. Den größten Theil des Tages arbeiten sie auf den verschiedenen Büreaux, und die übrige Zeit wenden sie zu politischen und literarischen Diskussionen an, die von jeder ein Lieblings- Thema der Franzosen waren; des Abends aber zerstreut sich die ganze Armee in Kaffeehäusern und Theatern. Jeder Beamte hat seinen Protegé, jeder vertheidigt seinen Minister, spricht für oder wider die Herren Thiers und Guizot, beruft sich dabei auf die öffentlichen Blätter, disputirt, und so kommt es oft zu den lebhaftesten, bestigsten Debatten. Der niedrigste Subaltern-Beamte, der in einem dunklen Winkel des kleinsten Büreaux von Paris arbeitet, interessiert sich eben so lebhaft für den Gang der Staats-Angelegenheiten, wie der höchste in der Pairs-Kammer; jeder unbedeutende Kanzleist hat, glaube ich, das Ministerium im Auge, jeder denkt sich in den Minister, der sich seiner Protection zu erfreuen hat, hinein und sagt wohl zu sich selbst: „So hätte ich es auch gemacht, so hat er recht gehandelt.“ — Die Leser mögen übrigens nie vergessen, daß ich nicht tadle, sondern nur erzähle, und so wird es mir wohl erlaubt seyn, noch Mehreres hinzuzufügen.

Die Frauen spielen in Frankreich eine bedeutendere Rolle, als in vielen anderen Europäischen Staaten; sie mischen sich in die Politik, man räumt ihnen Vorrechte ein, die sie in jedem andern Lande entbehren müssen, und das giebt vielen den Muth, öffentlich aufzutreten und ihre geistigen Kräfte frei aus Licht treten zu lassen. Man sagt, daß vor kurzem mehrere ausgezeichnete Frauen sich um bedeutende Staats-Aemter beworben haben. Schon sieht man ihre Unterschrift unter unzähligen gerichtlichen Aktenstücken, und zwar ohne männlichen Beistand, und während eine Engländerin weder die Macht, noch den Wunsch hat, sich in das materielle Interesse der Gesellschaft zu mischen, klammert sich die Französin mit Rath und That um Prozesse, Handels-Speculationen und Ministerwahlen; ihre Scharfsinn, ihre feine Unterscheidungs-gabe kommen ihr dabei trefflich zu Statten. Auch die Frau des Waarenhändlers oder Krämers tritt so viel als möglich aus ihrem beschränkten Wirkungskreise im Hause heraus; sie arbeitet im Comptoir und führt das Scepter, die Feder, während ihr Mann im Laden Leinwand oder Band abmisst. Die meisten kleinen Aemter, die bei uns von Männern besetzt sind, werden hier von Frauen erworben; wir haben Legationssekretär, die Pariser bingegen Schließerinnen; dafür aber fegen in Frankreich die Männer Stuben aus, machen die Betten, poliren Fenster und verrichten mit einem Worte alle Dienste eines Hausmädchens. „Es ist doch sonderbar“, sagte einst ein Engländer, der sich einige Zeit in Paris aufhielt, „daß hier alle Stubenmädchen männlichen Geschlechts sind.“

Natürlich wirkt dieses thätige Geschäftsleben der Frauen des Bürgerstandes nicht immer vortheilhaft auf ihren Charakter; sie zeigen nicht selten recht häßliche Züge von Habsucht, Geiz oder Eigensinn, und man ist oft ganz erstaunt, aus dem Munde einer hübschen jungen Frau die niedrigsten Aeußerungen des Eigennuzes und der Geldgier zu hören. In den höheren Kreisen der Gesellschaft vertreten Künste, Koetterie und politische Intriguen die Stelle des merkantilschen Eifers der niederen; aber in dem Bürgerstande tritt die Minerva eines engen, beschränkten Hausstandes schon ganz bewaffnet aus dem Schooß ihrer Familie hervor; kaum sibt der junge Vogel, daß seine Schwingen gewachsen sind, so richtet er seinen Flug nach dem Gewinn. Und nun ist es das ganze Bestreben der Frau, vortheilhafte Ein- und Verkäufe zu machen; sie spekulirt, schließt Rechnungen ab, führt die Bücher; das Comptoir ist ihre Sphäre, und Ideen, Gefühle, Empfindungen, Alles läuft bei ihnen auf das Einmaleins hinaus. Man berechnet die Liebe, wie die Heirath; der ganze Roman des Lebens wird zu einer Regel-de-tri; alle zärtliche Gesinnungen verwandeln sich in Speculationen, und wenn der Kaufmann nur sein Kapital zu vermehren sucht, indem er jene Waare, die man Frau nennt, acceptirt, so weiß auch diese ihrerseits die möglichst höchsten Zinsen aus diesem Kapital zu ziehen und beginnt mit ihrem zwanzigsten Jahre die Arithmetik ihres Lebens.

Wir sehen also, daß die Frauen in Frankreich einen ganz andern Standpunkt einnehmen, als in England; eben so verschieden ist auch ihre Erziehung, denn trotz der so hoch gepriesenen Englischen Unabhängigkeit, hören wir doch nicht auf, unseren jungen Damen Bescheidenheit und weibliche Schüchternheit anzuempfehlen. Wir suchen schon früh ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, lassen sie in mehreren Europäischen Sprachen unterrichten und bilden Talente aus, die man in Frankreich verachtet oder vernachlässigt. Die Französinnen verheirathen sich gewöhnlich sehr jung; dann bleibt das Piano geschlossen, Pinsel und Bücher werden bei Seite geworfen, und nun beginnt das Geschäftsleben. Der Mann hat oft nur eine kleine Stelle als Beamter, und dann muß die Frau es zu ihrem Studium machen, das geringe Einkommen desselben, nicht etwa nur durch weise Sparsamkeit, sondern auch durch allerhand kleine Schikanen und Speculationen zu vermehren. Zu 35 Jahren ist eine Pariser Bürgerfrau im Stande, es mit einem Wucherer aufzunehmen und oft siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen, während wir Engländer unser Synecrism haben und es gern sehen, wenn unsere Frauen sich darin mit der Sorge für ihre Kinder, mit Handarbeiten, Poesie und Künsten beschäftigen. Eigentlich ist es auch ganz natürlich, daß die Französische Hausfrau sich mehr um den Handel und die Geschäfte ihres Mannes bekümmert, als die Englische; denn der Londoner Kaufmann hat oft zwei oder gar drei Wohnungen, der Pariser aber nur eine. Die Gattin unseres wohlhabenden Tuchhändlers bewohnt ein schönes Hotel in Bedford-Square und blickt vornehm verächtlich auf die City hinab, wo ihr Mann indessen mit unerschütterlicher Standhaftigkeit fortfährt, das Gebäude ihres Wohlstandes immer mehr zu besetzen und höher aufzuführen; aber die Bürgerin aus der Straße St. Martin hat nur eine einzige Wohnung und lebt inmitten der Wallen und Handlungsbienner ihres Mannes; auch das Studirzimmer des Advokaten liegt dicht neben dem Salon seiner Frau, sie hört die Kläger, ist von hohen Alten-Sößen umgeben und wird so in alle Geheimnisse der Jury eingeweiht. — In England würde eine solche fortwährende Mischung männlicher und weiblicher Beschäftigungen eben nicht vortheilhaft auf das Benehmen und die äußere Bildung der Frauen wirken; aber in Frankreich ist das nicht der Fall. Die gewandte Biegsamkeit ihres Geistes ist so groß, daß die Französin, die beständig hinter dem Laden- oder Schreibtisch eines Comptoirs festgebannet und in merkantilschen Berechnungen vertieft ist, dennoch die Höflichkeit, die ganze leichte Grazie ihrer Nation und jene anmuthige Conversationsgabe, die die Franzosen auszeichnet, behält. In England würde eine Frau, die beständig im Magazin ihres Mannes lebte, die Gewohnheiten und Manieren eines Ladendieners annehmen, und dieser Mangel an Gewandtheit, der leider unserer Nation eigenthümlich ist, giebt allen unseren Frauen, die es wagen, nur einen Fuß breit ihren engen Wirkungskreis im Hause zu überschreiten, etwas Plumpes und Uebles. Das Talent, Alles zu verschönern, Alles geltend zu machen, ist nun einmal das Privilegium der Französin, vorzüglich aber der Pariserin; Nichts führt, Nichts verwirrt sie; lauwarm schickt sie sich in alle Verhältnisse des Lebens und geht sich vortheilhaft und leicht aus den verwickeltesten Angelegenheiten.

Die Franzosen wissen immer ein leichtes und angenehmes Gespräch zu führen; wie weit sind wir darin noch hinter ihnen zurück! Wir verstehen zu handeln, allenfalls auch zu schreiben; aber die Geheimnisse der Conversation sind uns gänzlich unbekannt. Sie haben eine ganz eigene Fertigkeit in der Kunst, die Worte an einander zu reiben, ihre Gedanken schnell, lebhaft und geläufig auszudrücken, und selbst das Unbedeutendste hat in ihrem Munde einen ganz eigenen Reiz. Ein Engländer, der gerade nicht mit hohen geistigen Fähigkeiten begabt ist, erscheint dem Fremden doch gewiß viel unbedeutsamer und kümmerlicher, als er wirklich ist, und zwar nur in Folge der schleppenden Schwerefälligkeit seiner Ideen und der eben so schwerfälligen Wendungen seiner Sprache. In Frankreich widmet man den größten Theil seiner Zeit der Unterhaltung, und das, was uns langweilig und unangenehm ist, amüset die Franzosen. Es giebt in Paris kein Kaffeehaus, keinen öffentlichen Vergnügungs-Ort, wo man nicht politisiren und über jeden noch so schwierigen Gegenstand leicht und schnell verhandeln hörte; natürlich unterweisen sie ihn nicht immer einer allzu strengen Untersuchung, aber Jeder betrachtet die Sache von seinem Gesichtspunkte aus, plaudert darüber und amüset sich. In Gegenwart eines zahlreichen Kreises spricht man von Politik, Religion, Moral und Literatur.

Neben der Aristokratie der Beamten, von der ich oben gesprochen, herrscht eine fast Amerikanische Gleichheit in Frankreich. Es giebt in Paris keinen Unterschied des Ranges und Standes mehr. Die Scheidewand, welche früher den Adel von den Bürgern trennte, ist auf immer gefallen; man kennt keinen andern Unterschied, als den des Reichen und des Armen; die Porzellan-Bäse sagt nicht mehr zu der irdenen: „Ich verachte dich!“ Es giebt in Frankreich jetzt nur zwei Arten von Wasen: die mit Gold angefüllten und die leeren. Ich glaube, daß aus diesem Gefühl der Gleichheit und dem Bedürfnis des Reichthums, verbunden mit der Eigenliebe und der Sucht nach Stellen, fast alle Pariser Erscheinungen zu erklären sind.

Es scheint mir, als ob das National-Vorurtheil der Franzosen gegen England noch nicht ganz gefallen sey. Und liegt denn nicht auch in unseren so ungeheuer ausgebreiteten Handels-Verbindungen, in unserem Einfluß, den wir jetzt auf die Welt ausüben, etwas, das den Nationalstolz aller Völker verletzen muß? Sieht man nicht die schönsten Straßen von Paris von unseren vornehmen Ständen und unseren Kaufleuten bewohnt? Herrscht nicht der Englische Luxus überall? Sind die Lustballone, die Dampfmaschinen und das Gas, die doch eigentlich Französische Erfindungen sind, uns nicht viel nützlicher, als unseren Nachbarn? Trotz aller intellektuellen Thätigkeit Frankreichs, trotz seiner Hülfquellen und seiner schöpferischen Einbildungskraft, ist es ihm doch noch nicht gelungen, zu jenem positiven Reichthum zu gelangen, der unsere Anstrengungen gekrönt und belohnt hat; die vielen Umwälzungen,

die das Land in so kurzer Zeit erdulden mußte, haben es aller materiellen Resultate beraubt. Frankreich hat vielleicht mehr für die Welt, aber gewiß weniger für sich selbst gethan, als wir. Wie sollten wir es also nicht in den Schatten stellen? Und wie ist es möglich, daß die Franzosen nicht einerseits an ihre Leiden und andererseits wieder an ihre Fähigkeiten, ihre Ueberlegenheit und ihre Anstrengungen denken sollten?

Was die Literatur betrifft, so stehen beide Länder, glaube ich, auf ziemlich gleicher Stufe, und sie leiden sich sogar oft gegenseitig ihre schlechtesten Werke. Wenn ein Englischer Schauspiel-Direktor die Menge verlocken will, so passiert er den Kanal, reist nach Paris, geht geraden Weges nach der Ambigu-Comique oder nach dem Theater de la Gaîté, wählt unter den Dramen der Boulevards eines der schlechtesten Stücke, beraubt sein gestohlenes Gut noch des geringen Anflugs von Geist, der es zierte, streicht einige hübsche muntere Scenen fort, schiebt dafür verbrauchte hochklingende Phrasen, die Englische Ehre und den Englischen Ruhm betreffend, ein, amüsiert dann mit diesem mittelmäßigen, zusammengefügten Zeug das Londoner Publikum und gewinnt bei jeder Vorstellung seine 100 Pfd. Sterling. — Dasselbe nehmen uns die Franzosen unsere schlechten Romane ab, und während unsere Reviews es wagen, Paul de Kock, der doch nur in Portier-Kogen und von Grisetten gelesen wird, den König der Französischen Literatur zu nennen, schätzt man in Paris unsere „Godolphine“ und andere Productionen zweiten Ranges sehr hoch; auch die besten Artikel unserer Zeitschriften werden ohne Ausnahme, so wie sie erscheinen, von unseren Nachbarn in Beschlag genommen und übersetzt. Ich weiß wohl, daß die Franzosen im Allgemeinen unsere Romane ohne Leben und Farbe finden; aber auch wir beklagen uns über den schlechten Ton und die unmoralische Tendenz, welche die Französische Literatur jetzt an den Tag legt. Trotz alles Streites fährt man dennoch in diesem geistigen Tauschhandel fort, und die beiden Nationen, die so feindlich gegen einander gesinnt zu seyn scheinen, finden ein geheimes Vergnügen an diesem literarischen Verkehr, der ihnen die Verschiedenheit ihres Geschmacks offenbart.

(The Metropolitan.)

Nord-Amerika.

Washington Irving's „Capitain Bonneville“.

(Schluß.)

Von den Indianerstämmen, die im Westen der Rocky Mountains wohnen, oder vielmehr umherziehen, enthält das Buch zahlreiche Schilderungen. Am interessantesten darunter erscheint der Stamm der Nez percés (der durchbohrten Nasen), die mit den Weißen im freundlichsten Verkehr und Einverständnis stehen, und deren Charakter aufs vortheilhafteste gegen die Wildheit der Crows und der Blackfeet absteht. Capitain Bonneville war eine Zeit lang mit einem Haufen jener Indianer zusammen im Lager und fand allen Grund, sie zu loben und lieb zu gewinnen. Es war im Spätherbst, der Boden weit und breit mit Schnee bedeckt und Nahrung für Menschen und Pferde nur mit der größten Mühe aufzutreiben. Die Indianer selbst waren nur dürftig mit den unentbehrlichsten Lebensmitteln versehen, und doch theilten sie bereitwillig mit den Fremden. Endlich drohte der ganzen Gesellschaft eine wahre Hungersnoth, und es wurde beschlossen, daß zehn Mann in die Prairie auf die Jagd ausziehen sollten, um Fleisch ins Lager zu bringen. Der Capitain machte seinen rothen Freunden den Vorschlag, es sollten fünf von ihnen mitgehen; zu seiner größten Verwunderung weigerten sie sich sämmtlich. Und warum? der Tag war gerade ein Festtag, und der große Geist, sagten sie, würde ihnen zürnen, wenn sie einen solchen Tag durch Arbeit entweichten. Am folgenden Tage gingen sie mit, doch beteten sie noch zuvor zum großen Geiste, er möchte ihnen Glück geben. „Dies war mir neu“, sagt der Capitain. „Ich war so gewohnt, in den Indianern grausame, blutdürstige, mit aller Wildheit und Verworfenheit behaftete menschliche Geschöpfe zu finden, daß ich kaum glauben konnte, was ich sah und hörte. Zu unserer Verwunderung über eine so aufrichtige, gewissenhafte, bei diesen wilden Naturkindern gar nicht erwartete Frömmigkeit, gesellte sich einige Beschämung, daß uns von diesen an Unterricht und allen Künsten des Lebens so tief unter uns stehenden Geschöpfen eine solche Lehre kam. — Wollten wir sagen, dieses Völkchen sey religiös, so würden die Leser sich dabei doch noch keinen Begriff machen von der Frömmigkeit, Reinheit und Andacht, wodurch sich ihr Betragen im Geßten wie im Kleinsten auszeichnet. Ihre Redlichkeit und Gutmüthigkeit ist nicht minder groß, als ihre Genauigkeit in der Erfüllung ihrer Religionspflichten. Sie kamen mir mehr wie ein Volk von Heiligen, denn wie eine Horde von Wilden vor.“ Sie hörten dem Capitain gern zu, wenn er ihnen die Geschichten der heiligen Schrift erklärte und vorlas. „Nicht selten war meine kleine Baracke mit Zuhörern, im wahren Sinne des Wortes, vollgeköpft. Sie kauerten auf dem Boden nieder und lebten sich über einander, bis keine Hand breit Platz mehr übrig war. Mit gierigem Ohr vernahmen sie die Erzählung von den Wundern, welche der große Geist dem weißen Manne offenbart habe. Kein anderer Gegenstand erregte ihre Aufmerksamkeit in solchem Grade, und ihre Freude über das, was sie vernahmen, war eine große für mich selbst. Dabei auch wenige Auftritte meines Lebens in meiner Erinnerung so lebendig fortleben und ich auf wenige so gern zurückschaue, als auf jene Stunden der Unterhaltung mit dem entlegenen, in Vergessenheit begrabenen Völkchen der Wildnis.“

Man glaube indessen nicht, daß dieser religiöse Sinn dem Stamme der Nez percés ursprünglich und von Natur eigen gewesen. Der apostolische Spruch, daß die Welt der Heiden in ihrer Weisheit von Gott nichts weiß, gilt heute, wie vor zweitausend Jahren. Es müssen vor längerer Zeit, wahrscheinlich in der Periode, als die Französischen Faktoreien am Mississippi herrschten, katholische Missionaire zu diesem Indianerstamme gekommen seyn. Ihr Kalender von Fasten und Fest-

tagen und manche andere Spur in ihren Gebräuchen weist auf das Ritual der Römischen Kirche zurück. Alle Sonntage versammeln sie sich zu ihrem Gottesdienste, aber ihre Ceremonien dabei sind größtentheils noch die echt heidnischen, und das gemischte Wesen macht einen sehr lächerlichen Effect. Jeder erscheint in seinem besten Putz; sie schließen einen Kreis um einen Pfahl oder Spieß, der an der vordersten Stelle ihres Lagers aufgerichtet steht, und tanzen rings herum mit wilden Sprüngen und phantastischen Gebärden. Dazwischen werden Gebete hergesagt, und die Priester, die hier die Hauptrolle spielen, ermahnen das Volk, seine Pflichten zu erfüllen, gute Sitte zu beobachten und durch anständiges Betragen die Freundschaft des großen Geistes zu verdienen.

Ein anderer Indianerstamm führt den Namen „Pend' oreilles“, der „hängenden Ohren.“ Er besteht ungefähr aus dreihundert Hütten oder Familien, und jeder Einzelne ist ein trefflicher Jäger. Im Frühling, Sommer und Herbst leben sie der Büffeljagd, am oberen Lauf des Missouri, am Salmon-River und am Fish-River; im Winter nähren sie sich von getrocknetem Fleisch und von allerhand Wurzeln, die in der „Racine amère“ genannten Landschaft zahlreich zu finden sind. — Auch dieser Stamm zeichnet sich, wie die Nez percés, durch eine große natürliche Frömmigkeit aus. Ihre Religion besteht nicht bloß, wie die der meisten Wilden, in einer abergläubischen Furcht vor mächtigeren, unsichtbaren Wesen; sie haben reine und ziemlich abstrakte Begriffe von Moral, Achtung für die Rechte ihrer Nebenmenschen und die tiefste Ehrfurcht vor dem allwaltenden großen Geist. In einer Hinsicht kommt der Glaube dieser Wilden mit dem der friedlichen Quäker überein. Sie glauben nämlich, daß der große Geist Mißfallen hege an allen Wülfen, die sich einer wilden und blutdürstigen Kriegslust ergeben. Sie selbst enthalten sich jedes Angriffs und fangen nie Feindseligkeiten an. Gleichwohl sind sie um ihrer Sicherheit willen beständig genöthigt, die Waffen zu führen, namentlich gegen den Stamm der Blackfeet, mit denen sie oft auf ihren Jagdzügen feindlich zusammentreffen; dann kommt es zwischen beiden zu verzweifelten Gefechten. Die Pend' oreilles benehmen sich aber auch als Krieger ohne Furcht und Tadel und lassen sich nie aus einem Jagdbezirk vertreiben. Sie glauben, wie die meisten Wilden, an Träume und an die Macht von Zaubersprüchen und Amuletten, die bei ihnen für Arznei gelten und auch so heißen. Mancher Tapfere unter ihnen, der im Gefecht und auf der Jagd unzählige Male der dringenden Todesgefahr entgangen, gilt für bezaubert oder tugendhaft. Von solchen Individuen geben die wunderbarsten Geschichten im Schwange, worauf die Wilden Stein und Bein schwören, und woran zuweilen auch die weißen Jäger glauben.“

Im stärksten Contrast zu dem Charakter dieser beiden gutartigen Indianerstämme steht nun das, was uns über die Blackfeet mitgetheilt wird. Diese sind ein wildes, böses, freisüchtiges Volk, das recht eigentlich an Blut und Mord Gefallen findet und den Krieg um seiner selbst willen liebt, abgesehen von Raub und Beute. Man könnte sie die „Jemaliten“ der Amerikanischen Welt nennen, denn ihre Hand ist wider Alle; sie überfallen und plündern rothe und weiße Männer ohne Unterschied. Der Stamm der Crows that es ihnen an Wildheit und Raubsucht gleich, ist aber weniger grausam und blutdürstig; sie rauben lieber, als sie morden, schonen oft das Leben der Ueberwundenen und vergießen im Allgemeinen nur dann Blut, wenn sie um ihrer Sicherheit willen müssen, dann aber auch ohne Furchtlosigkeit. Sie sind daher nicht minder, als die Blackfeet, weit und breit gefürchtet und lehen Jahr aus Jahr ein in Krieg mit allen Nachbarn, bald angreifend, bald sich verteidigend. Es ist aber die Frage, ob nicht eigentlich die Weißen die ursprünglichen Friedensstörer in diesen Gegenden gewesen sind. Das vorliegende Buch erzählt manche von den Weißen ganz ohne Veranlassung verübte Grausamkeit, die natürlich auf lange Jahre hinaus Feindschaft und Blutrache erzeugt. Denn die Rache ist im Gemüthe des Wilden der mächtigste Trieb — ja mehr, sie ist ihm moralisches Bedürfnis, in seinen Augen Gerechtigkeit, und Blutrache namentlich wird ihm zur heiligen unerläßlichen Pflicht der Pietät. Es liegt in ihrer Sitte und Gesinnung, daß der ganze Stamm den Tod eines Stammgenossen am Mörder rächt. Um so verdammlischer ist die Gewaltthätigkeit und Grausamkeit der weißen Eindringlinge, die oft aus bloßer roher Lust, aus Uebermuth die erschrecklichsten Dinge verüben. Wessen das Gemüth eines verwilderten und verbärteten Yankee-Jägers fähig ist, das begreift kein Europäer.

Eine Abtheilung von Capitain Bonneville's Mannschaft machte einen Zug in die wenig bekannte Halbinsel Kalifornien. — Hier haben die Jesuiten 1698 eine Niederlassung gegründet, und man muß diesen geistlichen Vätern im Allgemeinen nachrühmen, daß ihre Missions-Unternehmungen für die Eingebornen der Amerikanischen Länder sehr wohlthätig gewesen sind. Ohne Gewalt, ohne irgend bewaffneten Beistand, lediglich durch die Ehrfurcht, welche sie als Religionslehrer einflößten, haben sie, wie anderwärts, so auch in Kalifornien festen Fuß gefaßt — mit den Eingebornen, deren Zahl sich damals auf 25–30.000 Seelen belief, Verträge geschlossen, das freundlichste Vernehmen mit ihnen angeknüpft, ihre dauernde Zuneigung erworben und durch ihre Autorität über die rohen kindlichen Gemüther das ganze Leben dieser Wilden heilsam umgestaltet. Eils Missionshäuser in den verschiedenen Thälern der Halbinsel wurden nach und nach gegründet, wo die Eingebornen aus der Umgegend sich um ihre Lehrer versammelten, wie Schaafe in der Hürde um ihre Hirten. Mit ihrem Leibe und ihrer Seele, mit ihrem Gut und ihrem Gewissen waren sie den geistlichen Vätern ergeben; das ganze Volk lebte in gläubigem, frommem Gehorsam unter ihrer Leitung, und das christlich-katholische Bekenntniß breitete sich siegreich in der Wildnis aus. Bald jedoch wurde die Spanische Regierung eifersüchtig auf jenen Orden, dessen Macht auf dem Amerikanischen Continente jährlich an Umfang zunahm, und es erging ein Edikt, welches sie aus allen Kolonien verbannte. Der Statthalter, welcher nach Kalifornien zur Vollstreckung dieses Ediktes gesendet

wurde, erwartete eine zahlreiche und mächtige Besäuererschaft, in den Missionshäusern aufgebäuete Schätze und zu deren Vertheidigung ganze Schaaren bewaffneter Indianer aufgestellt zu finden. Statt dessen zogen ihm aus jeder Niederlassung etliche besabte Priester mit ehrwürdig grauem Haar demuthsvoll entgegen, und hinter ihnen der Haufe der Indianer unterwürfig, aber in Thränen wegen der Trennung von ihren geliebten Lehrern. Der Statthalter, erzählt man, war bei dem Anblick selbst zu Thränen gerührt, allein er mußte die Befehle der Regierung vollstrecken. Die geistlichen Väter wurden von den Angehörigen ihres Sprengels bis an den Ort der Einschiffung begleitet, und hier erfolgte der Abschied unter allgemeinem Weinen und Schluchzen. Ein großer Theil dieses gutmüthigen Völkchens wollte nach diesem nicht länger in der Heimath bleiben, weil es den neuen Herrschern nicht traute, und zog hinüber nach dem inneren Lande zu den Stammesbrüdern im Osten und Süden; dadurch verminderte sich die Bevölkerung der Halbinsel. An die Stelle der Jesuiten kamen sogleich Franziskaner und später Dominikaner; die Letzteren aber haben ihren Beruf ungeschickt verwaltet, und ihre Missionen sind in Verfall gerathen. Nur noch zwei Missionshäuser sind von Geistlichen bewohnt, die übrigen liegen in Trümmern bis auf eines, das jetzt als ein Denkmal der versunkenen Größe des Jesuiten-Ordens in der Wüste steht. Es ist dies das ehemalige Central-Missionshaus der Jesuiten, ziemlich mitten auf der Halbinsel, die an der Stelle etwa 60 Engl. Meilen breit ist, in gleicher Entfernung vom Kalifornischen Golf und vom Ocean, in einem reizenden Thalgrunde gelegen; ein edles und stattliches Gebäude von gebauenen Steinen, ein Stockwerk hoch, etwa 210 Fuß in der Front auf 35 in der Tiefe; die senkrechte Wand 16 Fuß hoch und 6 Fuß dick, das Dach von Steinen gewölbt in einer Dicke von 2½ Fuß. Es steht jetzt öde und verlassen, das Thal ist menschenleer, auf dreißig Meilen im Umkreis keine Hütte."

In Ober-Kalifornien zählt man noch gegenwärtig 21 im Laufe von etwa fünfzig Jahren gegründete Missionen der Franziskaner. Zu allen zusammen gehören etwa 33,000 katholische Indianer als Eingepfarrte. Jedes Missionshaus besitzt funfzehn Quadratmeilen Landes, das in kleinen Parzellen an die Familien der Eingebornen zur Niederlassung und zum Anbau vertheilt wird. Die geistlichen Väter sind zugleich Priester und Gesetzgeber und überall verehrt und geliebt. Diesen Dank verdienen sie auch für ihr wohlthätiges Wirken. Sie haben die Sitten der Eingebornen gebessert, sie von der Wildheit zur Sanftmuth und zum Frieden befehrt und sie in nützlichen Künsten des Lebens unterrichtet. Es giebt unter den Indianern Gerber, Schuhmacher, Weber, Grobschmiede, Steinmetze, kurz Handwerker aller Art bei jedem Missionshause. Der Boden wird mit Sorgfalt angebaut, die Viehzucht ist reichlich. Wie so haben diese Missionare so viel Gutes und lauter Gutes gewirkt? Woher der Kontrast zwischen dem, was in Kalifornien und was an den Rocky Mountains unter den Crows und den Blackfeet vorgeht? Liegt er nicht im Charakter der weißen Einwanderer hier und dort? Hier der Prediger, der fromme Geistliche, der da kommt, wohlthaten, zu belehren, zu bessern; dort der Jäger und der Krämer, die da kommen, zu mißhandeln, zu rauben, zu verführen und zu verderben.

England.

Das heutige Englische Theater.

Von fünf Theaterspielen, die in London mit Beifall gegeben werden, sind in der Regel vier aus dem Französischen übersezt. Nur drei oder vier Bühnendichter haben es in der neueren Zeit versucht, auf eigenen Füßen zu stehen und nicht an die Franzosen sich zu lehnen. Früher beanugte man sich, Schakspeare und seine Zeitgenossen zu kopiren; so haben Mitman, Charles Lamb und einige Andere nichts als mehr oder minder glückliche Nachahmungen dieser Epoche geliefert. Ihre unmittelbaren Nachfolger, Sheridan Knowles und Bulwer, haben einen Mittelweg zwischen dem aus Frankreich herübergekommenen Melodrama und dem älteren Englischen Theater einzuschlagen versucht. Herr Bulwer hat aber bisher bloß ein einziges romantisches Theaterspiel geliefert, in welchem die Liebesgeschichte Ludwig's XIV. und der Herzogin von La Vallière auf eine wahrhaft burleske Weise travestirt wird. Sheridan Knowles dagegen, als Schauspieler mit dem Theater und als ein vielerfahrener Mann auch mit den menschlichen Leidenschaften innig vertraut, hat oft mit Glück interessante Situationen mit gesühlvolem Ausdruck zu verbinden und dadurch das Publikum zu fesseln gewußt. Unglücklicherweise werden jedoch die Intentionen dieses Dichters nicht immer auf vorzählige Weise zur Erscheinung gebracht. Bald opfert er das dramatische Interesse einigen pathetischen und romantischen Details, und bald wieder bringt er einen Theater-Coup auf Kosten der Wahrscheinlichkeit an. Gewöhnlich holt er in seinen Stücken entweder zu weit aus, oder er weiß nicht zur rechten Zeit aufzuhören. In seinem Drama „die Mantuanerin“ (The Wife) ist der erste Akt ganz überflüssig, und im „Virginius“ dient der letzte nur dazu, ein dramatisches Tableau vorzuführen. Der „Bucklige“ (The Hunchback) wird für sein bestes Stück gehalten, während sein letztes Drama „des Strandräubers Tochter“ (The Wrecker's Daughter) ein ganz deutsches Kolorit und das Ansehen hat, als wäre es nach dem düstern Zacharias Werner oder nach dem sentimentalen Houwald gearbeitet.

Bibliographie.

- The wrongs of the Caffer nation. — Von Justus. 3 Bde.
A selection of fables. — Von Theresa Lidy.
Aunt Dorothys tale, or Geraldine Morton. — 2 Bde. 21 Bde.

— Italiänische Briefe aus Deutschland. Ein Italiänischer Gelehrter, Herr Professor Baruffi, der im Herbst des vorigen Jahres von Turin aus eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland nach Kopenhagen machte, hauptsächlich um die berühmteren Sternwarten des Nordens kennen zu lernen, giebt jetzt die Briefe heraus, die er auf dieser Reise an seinen Freund, den Ritter Felice Romani, geschrieben hat. Ein Italiäner reist selten zu anderen als zu Handelszwecken nach dem nördlichen Deutschland; selbst die Schweiz und der Rhein, aller Deutschen, Englischen und Französischen Reisenden Rendezvous, werden doch nur wenig von den Leuten jenseits der Alpen aufgesucht, die überhaupt auch wohl nicht so viel auf Reisen gehen, als der wohlhabendere Theil ihrer Nachbarn. Herr Professor Baruffi kann daher seinen Landeleuten außer den astronomischen auch noch manche andere Neuigkeiten aus unserem Vaterlande mittheilen. Er darf noch Verwunderungen aussprechen, die in einem anderen Munde, als dem eines Italiäners, selber Verwunderung erregen müßten. So sagt er z. B. in einem Schreiben aus Altona, wo er sich bei dem gelehrten Astronomen, Herrn Etatsrath Schubmacher, längere Zeit aufgehalten hat: „Ich glaubte immer, daß das große Kaffeehaus in Padua und der ungemein elegante Saal unseres Caffé di San Carlo in Turin die schönsten des Universums seyen, weil ich dergleichen weder in London noch in Paris gesehen hatte, aber wie erstaunte ich, als ich in die großartigen Säle von Hamburg und Altona eintrat, da ich mir niemals so viel Geschmack und Pracht in diesen Städten gedacht hatte, die so weit von denen entfernt sind, welche wir für das Centrum der Civilisation halten.“ Er geht nun zu einer Beschreibung des reizenden auf dem hohen Ufer der Elbe gelegenen Rainvilleschen Etablissements über und verbindet dasselbe auf recht poetische Weise mit dem nicht weit davon befindlichen Grabmale des Dichters der Messias. Eben so schildert er das sogenannte „Joachimsthal“ und die nahen Villen der reichen Hamburger und Altonaer Kaufleute mit voller Anerkennung der nordischen Natur und ohne den leisesten Gedanken einer Revanche gegen unseren Landsmann Gustav Nicolai, dessen Werk über Italien er allerdings gelesen hat. Er weiß vielmehr die Verdienste, die sich die Deutschen, und namentlich Winkelmann, um sein Vaterland erworben haben, vollkommen zu würdigen und rühmt es seinen Landeleuten als ein Zeichen hoher und nachahmungswerther Geistesbildung an, daß man in Deutschland auch die Dichter Italiens viel studire, und daß sich auf der Universität Halle mehrere Professoren mit der Erklärung des Dante beschäftigten, mit welchem sie im vorigen Winter ihren Zuhörern die langen Abende verkürzt hätten. Herr Professor Schubmacher hat in Altona eine Handschrift der Divina Commedia entdeckt, die wahrscheinlich vom Jahre 1440 herrührt und sehr viele werthvolle Varianten darbietet, weshalb er sie in Italien dem Druck übergeben will. Herr Baruffi macht demnach auch das Italiänische Publikum darauf aufmerksam, daß das von Dorville in seinem Her Siculum erwähnte, aus dem 11ten Jahrhundert herrührende Manuscript der Paraphrasen des Theophil, das vor vielen Jahren in einer nicht näher bekannten Sizilischen Kloster-Bibliothek entwendet und schmerzlich vermischt wurde, zufällig in Hamburg von Herrn Professor Schubmacher aufgefunden und für wenige Schillinge angekauft worden sey. Herr Schubmacher ist bereit, dieses seltene Manuscript der darauf Anspruch habenden Bibliothek, für die es von großem Werthe ist, so gleich zurück zu erstatten.

— Spanische Malerschule in Frankreich. Das Museum des Louvre in Paris besaß bisher nur drei berühmte Gemälde der Spanischen Schule: den „Armen“ von Murillo, die „Anbetung der Hirten“ von Ribera und die „Kleine Infantin“ von Velasquez. Gegenwärtig aber wird in Spanien selbst keine Gallerie mehr zu finden seyn, die so reich mit den Meisterwerken jener Schule ausgestattet ist, als die königliche Sammlung in Frankreich. Der Baron Taylor, der von dem Könige der Franzosen mit dem Auftrage nach Portugal und Spanien geschickt wurde, in den aufgehobenen Klöstern und Stiftungen so viele gute Gemälde anzukaufen, als er auffinden würde, hat nicht weniger als vierhundert Kunstwerke mitgebracht. Der Französische Kommissarius hat die politischen Wirren und Bilderstürmereien des heutigen Spanien trefflich zu benutzen verstanden und für 800,000 Franken eine Sammlung angeschafft, deren Werth mindestens auf drei Millionen geschätzt wird. Es befinden sich darunter zwanzig Murillo's, zwölf Ribera's, funfzehn Velasquez, funfzig Zurbarans, achtzehn Alonzo Cano's und eine Menge anderer Meisterstücke von Juan de Jovanes, von Ribatta, von Espinosa, Greco Villegas, Casreno, Carducho, Sanchez Coello, Juan de Toledo, Morales, Esteban, Melindez, Bergasa, Jaues, Agala, Castillo, Baldez, Correa, Drente, Blas de Prado, Conca, kurz, eine ganze Geschichte der Spanischen Kunst, wie sie mit Pinselstrichen geschrieben ist von Galesos bis auf Goya, jenem phantastischen Schüler des Venetianers Tiepolo, mit welchem die große Spanische Malerei ausstarb, und der in seinen satirischen Kunstprodukten Alles, selbst die Mönche und den Adel nicht ausgenommen, gegeißelt hat.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.